

Bei Waldemar Bonfels

Autor(en): **Bürki, Roland**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 46

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648181>

Nutzungsbedingungen

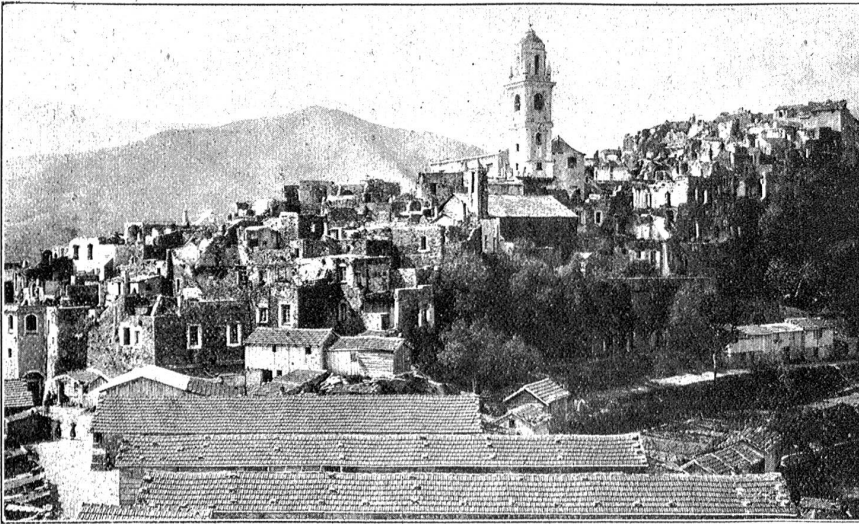
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bussana vecchia,
Am 23. Februar 1887 wurde die in der Nähe von San Remo liegende Stadt durch ein Erdbeben zerstört.

Das Pompeji Liguriens.

Riviera! Welcher Zauber liegt in diesem Worte! Es ist vielen der Inbegriff des Paradies, es ist der Ort, wo jene Sehnsucht ihre Stillung findet, der Goethe in seinem Mignonlied Ausdruck verliehen hat. Alle landschaftlichen Reize, die es geben kann, scheinen hier vereinigt zu sein: Berg, Meer, lachende Blumenfelder und öde, düstere Felswildnisse, Palmen- und Olivenhaine, Orangen- und Zitronengärten. Und über all' dem leuchtet der azurblaue italienische Himmel in unermeßlicher Lichtfülle und Farbenpracht. Zahllose Städte und stadtbähnliche Dörfer säumen die Ufer des tiefblauen Meeres, das man sich nicht blau genug vorstellen kann — oder krönen wie uneinnehmbare mittelalterliche Festungen die Felszinnen. „Eine Märchenwelt in Edelsteinfarben“ hat einmal ein Dichter die Riviera genannt, und man ist versucht, ihm recht zu geben. Was bietet z. B. das Meer für stets wechselnde prachtvolle Stimmungen! Das Ligurische Meer darf füglich als das schönste gefeiert werden. Stetsfort schmückt es sich mit neuen köstlichen Gewändern, erfreut es durch ein entzückendes Farbenspiel. Wie ganz anders ist das Meer, das die Morgensonne küßt, als jenes, von dem das Himmelsgestirn abends Abschied nimmt!

Aber wahrlich, auch diese schöne Gegend hat ihre Mementi. Unser Besuch gilt dem Pompeji Liguriens, der toten Stadt Bussana vecchia. Vielleicht ist ein Vergleich mit Pompeji nicht ganz richtig, denn nicht vulkanische Schlammassen haben den Ort verwüstet, sondern Erdbeben. Der Effekt ist aber schließlich derselbe. Bussana vecchia liegt etwa acht Kilometer östlich von San Remo. Ein früher Frühlingsmorgen voll Sonne und Blumenduft sah uns auf der Wanderung. Steil klettert der schlechte Weg von der Uferstraße in die Berge hinauf. Aber das gestattet immer wieder entzückende Rück- und Ausblicke. Wir wandern durch Olivenhaine, an Nelfenkulturen vorbei. Am steilen Gehänge klettert ein Ziegenhirt in seinem verschliffenen Röcklein dem muntern Böcklein nach, ein lustiges, neckisches Volkslied pfeifend, nachdem er seinen Soldi erhalten. Und nun präsentiert sich in der Ferne wie eine mittelalterliche Bergfeste unser Ziel: Bussana vecchia. Einst sollen es aus Furcht vor den Seeräubern ängstliche Seelen hieher auf diesen fast unzugänglichen Felskopf gestellt haben. Aber sicher hat auch die schöne Lage mit dem weiten Blick auf Meer und Berge gelockt. Gar stattlich nimmt sich der Ort aus der Ferne aus. Wenn man's nicht wüßte, so würde man keine Ahnung davon haben, daß nur der Tod in seinen Mauern haust, daß alles ein Stein- und Trümmerngewirr ist, wenn man näher zusieht. Aus der Häusermasse reckt sich kühn und

stolz eine schlankte Campanile von ansprechenden Formen, ein Hirte, der seine Schäflein zu weiden scheint.

Wenn wir aber näher kommen, so sehen wir, daß in den Mauern das Grauen wohnt. Alle Häuser sind eingestürzt. Die Mauern zeigen gewaltige Risse. Noch sind da und dort die häuserverbindenden Brücken über der Straße intakt, aber auch sie drohen jeden Augenblick einzustürzen. Nirgends ein Mensch, schauerlich verhallen die Tritte in dem Wirrwarr der Gassen und Steintrümmer. Was ging hier vor?

Am 23. Februar 1887 wurde Ligurien von einem heftigen Erdbeben heimgesucht, das schweren Schaden stiftete und Hunderte von Menschenopfern forderte. Bussana vecchia litt am stärksten. Die geologische Untersuchung läßt es begreifen. Der Berg ist zum größten Teil aus Mergelsand. So konnten weite Gebiete plötzlich um Dutzende von Metern

sinken, Erdschichten weichen, Risse sich bilden. Nicht ein einziges Haus blieb intakt. Die ungefähr 800 Personen des Ortes befanden sich zu einem großen Teil in der Messe, als das Erdbeben begann. Die übrigen Menschen rannten nach den ersten Stößen ebenfalls ins Gotteshaus, wo man sich sicher wähnte. Aber das weitgespannte Kirchendach stürzte plötzlich krachend ein, 54 Personen wurden von den Trümmern sofort getötet, zahlreiche schwer oder leichter verletzt. Wie durch ein Wunder kam der Pfarrer mit dem Leben davon, während die um ihn stehenden Leute ausnahmslos getötet wurden. Er befand sich auf der an eine Säule gebauten Kanzel, die durch einen Strebepfeiler geschützt wurde. Merkwürdigerweise stürzte auch der Turm nicht ein, der sich heute noch, fast intakt, stolz über das Stein- und Trümmerngewirr erhebt. „E un miracolo“, sagen die Leute, die dieses Wunder selbst noch heute nicht zu fassen vermögen.

Die Leute von Bussana vecchia wagten es nicht, den Ort wieder aufzubauen. Jahrelang wohnten sie erst in Zelten, dann in provisorisch aufgerichteten Baracken vor dem Dorfe draußen. Unterdessen wurde unten am Meere, auf einem Hügel, das neue Bussana gebaut, das man von der Bahn aus erblickt und das einen so furchtbar nüchternen Eindruck macht. Am Palmsonntag 1892, also fünf Jahre nach dem Erdbeben, zog man in feierlicher Prozession in die neuen Häuser, die mit Hilfe der Regierung erbaut worden waren. Drei Banken schossen unter Staatsgarantie das für die neuen Häuser nötige Kapital vor, überließen es den Empfänger die ersten fünf Jahre zinslos, dann zu 2,8 Prozent. Der Pfarrer aber, der so wunderbar gerettet worden war, zog im ganzen Lande herum und sammelte Gelder für die neue Kirche. Ueber zwei Millionen Goldlire brachte er zusammen, die fast ausnahmslos für den Prunkbau der neuen Kirche verwendet wurden.

F. V.

Bei Waldbemar Bonsels.

Von Roland Bürki.

Dunkle, graue Wolken türmten sich über den sanft ansteigenden Ufern des Starnberger Sees, und nur ein blaues Himmelsauge grüßte freundlich, aus dem die Sonnenstrahlen lacht zur Erde niederstiegen.

Ein Dampfer trug mich nach Ambach am Starnberger See, dem Dichter zu, mit dem ich schon aus der Schweiz korrespondiert und der mich eingeladen hatte, ihn zu besuchen. Auf dem Schiffe fiel mir unter den Fahrgästen besonders ein Jüngling auf, der etwa in meinem Alter sein mochte. Er sah ganz still, mit etwas blassem, ernstem Ge-

sicht vorn auf dem Schiff und schaute sinnend in das Spiel der Wellen, dann ließ er seinen Blick in die Weite schweifen, auf die Berge, die im Süden mit den Wolken zu einer grauen, festen Mauer verschmolzen. Immer und immer wieder mußte ich dieses Gesicht betrachten, es war mir, als hätte ich es schon einmal gesehen. Diese Augen, die nicht auf die Nützlichkeit des grauen Alltags gerichtet waren! Und auf einmal blickte es in mir auf: „Der hat ja große Ähnlichkeit mit Waldemar Bonsels. Am Ende ist er gar — vielleicht ist er ein Sohn, sollte ich ihn ansprechen?“ Ich blieb nur bei meiner Vermutung; aber in Ambach stieg er auch aus und bog beim Gasthaus links ab, in fliegendem Mantel und mit großem Hut. Ich kehrte zunächst noch ein zu einem Mittagessen. Einige Bauern saßen um einen langen Tisch in lebhaftem Gespräch. „Ja, ja, der Bonsels, der reist in der ganzen Welt herum!“ hörte ich einen sagen, „erst vor zwei Wochen ist er aus Ägypten zurückgekehrt.“

Nun brach ich auf und schritt durch das stille Dörfchen Ambach, das, mitten in weißen und rosa Blütenwolken, still und freundlich dalag. Diese köstliche Stille hier entzückte mich. Ein alter Mann hatte Holz vor einem Haus, und ein Bauer fuhr mit einem schweren, holperigen Wagen über die Straße. Von ihm erfuhr ich, wo Waldemar Bonsels wohnt. „Dort rechts bei der Kirche gehn' S 'nauf, dort wohnt er“, sagte er zu mir.

Ich schritt durch ein großes, altes Holztor in einen Park, in dessen Hintergrund des Dichters Villa, ein schöner Kiegbau, steht, von ernsten, schweigenden Tannen umrahmt. Sträucher und Frühlingsblümchen blühten am schmalen Wege.

Ich läutete vor der Villa, und ein Fräulein, in rotem Kleid und mit üppigem, blondem Haar führte mich in ein Zimmer. „Sie möchten ein bißchen warten“, sagte es, „Herr Bonsels hat noch Besuch, sein Sohn, der in Leipzig Musik studiert, ist gekommen. Darf ich um Ihren Namen bitten?“ Ich stellte mich vor, dann ging es hinaus. Nun zogen noch einmal die Werke des Dichters, die heute in 25 Sprachen überlegt sind, an meinem geistigen Auge vorbei: Die Biene Maja, Himmelsvögel, Indienfahrt, Ankefand, Menschenwege, Wartalun, Der tiefste Traum und wie sie alle heißen. Doch plötzlich gab's ein Gepolter draußen, und jemand stieg eine Holztreppe herab und ging zum Haus hinaus. Gleich darauf ging die Tür meines Zimmers auf, und das besagte Fräulein trat wieder ein: „Herr Bonsels läßt bitten.“ Ich folgte ihm die Treppe hinauf und trat in des Dichters Schreibstube. Herr Bonsels stand mitten im Zimmer und schaute mich mit einem durchdringenden Blicke an. Dann streckte er mir mit großer Offenheit die Hand entgegen und sagte: „Seien Sie herzlich willkommen!“ Wir setzten uns an ein Tischchen, das Fräulein brachte mir ein reizendes, geblümtes Täßchen Kaffee, und Herr Bonsels streckte mir eine Kiste dicker, deutscher Zigarren entgegen. Darauf mußte ich ihm von meinem Studium der Literatur und Aesthetik in München erzählen. „Und dann will ich das Ausland und die Welt und das flutende Leben kennen lernen“, fügte ich zum Schluß noch bei, „das ist mir beinahe die Hauptsache.“

Bei diesen Worten stand Herr Bonsels auf und ging im Zimmer auf und ab. „Ganz recht, ganz gut, schön!“ rief er, „aber wissen Sie, wenn Sie das ganze Leben kennen lernen wollen, dann dürfen Sie nicht nur den Tag dazu benutzen, durchwandern Sie auch einmal die Nacht in der Großstadt. Ich habe selbst die Höhen und Tiefen des Lebens durchwandert, und ich möchte Sie aufmerksam machen — Sie kennen die Gefahren der Großstadt?“ Darauf versicherte ich ihm, daß er in keiner Weise um mich besorgt zu sein brauche. „Gut“, antwortete er, „Sie wissen genug. Und wenn ich Ihnen einen Rat geben dürfte, so wäre es der: Lernen Sie später auch das internationale Berlin kennen.“ Dann schilderte er mir mit begeisterten Worten das geistige Leben von Berlin, die Literatur, die bildenden Künste, und ganz besonders rühmte er die Bühne. „Frei-

lich wird nicht immer Gutes gespielt“, sagte er, „aber es wird immer gut gespielt.“

Jetzt warf ich einen Blick auf seinen Bücherschrank, der hinter ihm an der Wand stand, und sogleich sagte der Dichter: „Wenn ich Ihnen wertvolle Bücher angeben dürfte,



Waldemar Bonsels. (Phot. Eise R. Sege.)

die Sie studieren könnten — „bitte, ja“, entgegnete ich —, so wäre es zunächst mal: Dacqué „Urwelt, Sage und Menschheit.“ Das Studium dieses Buches war mir das größte Erlebnis, das mir je ein Buch bereitet hat. Lesen Sie es auch. Leider habe ich es ausgeliehen; aber es wird sicher in München aufzutreiben sein. Und wenn Sie andere Bücher brauchen, so kommen Sie nur zu mir.“ Ich dankte ihm herzlich.

Nun schauten wir uns eine Weile an, Blick in Blick. „Nicht wahr, es ist doch schön zu leben hier in dieser Einsamkeit“, sagte er dann, indem er auf den Park hinaus deutete, „Sie lieben die Natur, nicht wahr, die Tiere —“ damit war er schon aufgestanden, öffnete die Tür zu einem Nebenzimmer und rief einem schönen Wolfhunde. „Komm, Schau her“, sagte er zu dem Hund. Sogleich kam der Hund auf mich zu, beschnüffelte mich und stieg mit seinen Vorderbeinen auf meinen Schoß. „Er ist als ein verprügeltes, eingeschüchtertes Tier vor drei Jahren zu mir gekommen“, sagte Herr Bonsels. Ich streichelte den Hund und schaute ihm in seine großen, seelenvollen Augen, es war mir, als sähen wir einander auf den Grund der Seele. So schöne Tieraugen habe ich in meinem Leben noch nie gesehen. Ich mußte schauen und wieder schauen, tief hinab in seine Augen. Da fing der Hund plötzlich ein Freudengeheul an. Aus der Tiefe seiner Seele orgelte er die Freudentöne hervor, so daß sein ganzer Körper zitterte. „Er ist gut: Mario“, sagte der Dichter zu sich selbst. Darauf eilte das Tier wedelnd zu seinem Meister, der zustimmend sagte: „Ja gell, gell!“ Ein freudiges, zartes Rot blühte auf seinem Gesicht, und um seinen Mund spielte ein feines Lächeln. Dann stand er auf, holte aus einem Schrank ein Buch, setzte sich an den Schreibtisch und überreichte mir sein neuestes Werk: „Mario und die Tiere“. Ich dankte ihm für seine große Freundlichkeit und Güte.

Jetzt reichte er mir die Hand und sagte: „Und nun, kommen Sie oft wieder, Sie sind mir immer herzlich willkommen, ich will Ihnen Bücher leihen, und dann können Sie sich auch ergehen in den schönen, großen Wäldern. Der Wald hier ist so still und unberührt, daß ich selbst im Herbst meine Tritte vom Frühjahr wiederfinde. Da werden Sie auch allerlei Tiere, sogar Rehe, antreffen.“ Damit begleitete er mich in den Gang hinaus. Als ich vor das Haus trat, fiel ein sanfter, leise rauschender Regen auf die Erde hernieder, und Pflanzen und Bäume atmeten erfrischt und neu belebt. Ich aber spürte, daß auch ein leiser, feiner Regen auf den Akerboden meiner Seele fiel.

Nachschrift der Red.: Waldemar Bonsels Werke sind zum größten Teil in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin erschienen, so: „Die Biene Maja und ihr Abenteuer“ (684. Tausend), „Himmelsvolf, Ein Märchen von Blumen, Tieren und Gott“ (415. Tausend), „Wartatun. Eine Schloßgeschichte“ (119. Tausend), „Jugendnovellen“, „Blut, eine Erzählung“, „Der tiefste Traum, eine Erzählung“ und „Mario und die Tiere.“ — Im Verlag Ratten und Voening, Frankfurt a. M. sodann erschienen „Indienfahrt“ (320. Tausend), „Notizen eines Vagabunden“ 3 Bände, „Das Ungehindert“ (Erzählung) und „Vagabunden-Brevier“.

Vom Tessin ins Bernerland.

Aus meinem Stizzenheft. Von Werner Bärtschi.

Locarno.

Locarno, du Perle am azurblauen... Nur keine Angst, lieber Leser, ich erlasse dir den Rest. Denn gewiß hast auch du deine Strandpromenade absolviert und dich an dem azurblauen Ding gefreut; gewiß bist auch du deinen holperigen Leidensweg zur Madonna del Sasso hinaufgeschwitzt. Und gewiß hat auch dein Photoapparat erhalten müssen, um das „very wonderful view“ zu knipsen: die gelb-beschmierten Säulen als künstlerischen Rahmeneffekt, dazwischen Stadt, See und Höhen, ein bißchen duntlig-verschwommen, ein bißchen kitschig. Madonna del Sasso, es ist wahr, du bist schön, malerisch sogar; aber... Locarno, eigentlich bist du überwältigend; aber... Nennen wir das „aber“ beim Namen: die fremden Heerscharen, diese Spezies von Fleischflößen, die sich summarisch den obligatorischen Sehenswürdigkeiten nachauten lassen: Fabelhaft, diese Ruine... beinahe uralt, was?... würde bei uns bengalisch beleuchtet, ... n' Gulasch im Strandbad... pittoreske Fernsicht, sagt Baedeker...

Wir haben's satt. Und kommen uns reichlich deplaziert vor, wir altmodischen Fußwanderer. Drum, aller Kultur zum Trotz, abmarschier mit Stod und Sad! Wer das alte Tessinerland sehen will, muß wandern. Wandern in abgelegene Täler, in tote Einöden der Berge.

Verzasca-Tal-Maggiata.

Ein Tessiner-Bergträchchen hat Temperament, hat seine Launen und weiß den Wanderer zu unterhalten. Steil klemmt es sich die Felswand von Gordola empor. Unten tost die Verzasca dem See entgegen, oben blinzelt Mergoscia verschlafen im Frühgold. Nun wird das Strächchen munter. Bald hüpfet es zur Seite und preßt sich in weiten Kurven in die Schluchten, auf hohen Brückenbögen setzt es spielend über Sturzbäche. Dann wieder schlendert es gemächlich über ebene Matten und Rieschwemmen; neckisch grüßt es verträumte Dorfruinen, macht plötzlich kehrt und verkriecht sich im Kastanienhain...

Sinten im Tal liegt ein Fleckchen Mittelalter: Sonognio. Eine Handvoll halbzerfallener Steinhäuschen, ein gewaltiger Kirchenbau. Fast könnten sich die grauen Gütchen in den Dom verkriechen wie Rüden unter eine Glude. Häufig kommen elegante 6-Zylinder auf Besuch. Dann trippeln übermüdete Weltfahrer mißvergnügt über das holperige Pflaster, sehen sich das „mittelalterliche Kunstgut“ der Kirche an und erstehen sich in einer schmutzigen Höhle Postkarten. Nach wie vor bleibt das Dörfchen grau und zerfallen, trotz Fremdenbesuch, trotz Eleganz aus einer an-

Wer am herbstlichen Frühmorgen einen Pafweg nach dem Maggiatal benützen will, muß den Uebergang meist bei dichtem Nebel suchen. Did und schwer lastet er auf den Alpen, wogt und weht unschlüssig hin und her, jagt peitschend und pridelnd durch Schluchten und Schründe. Bis die Sonne sich siegreich ein Loch durch die graue Decke brennt und der Himmelsglanz hereinflutet über Felsen und Kiefern. Schroff und klar, zum Greifen nahe, schnellen die Gräte des Zuchero ihre Türmchen und Nadeln zum Himmel, als möchten sie einen Fegen des ewigen Blaus herunterreißen.

Wer Glück hat, findet sich auf den Spuren eines Pfades (der Tessiner nennt's „buona strada“) zurecht; wen Weg und Karte im Stich lassen, muß sich zu einer Kletterpartie durch Couloirs oder Ramine bequemen. Um uns, unter uns liegt Geröll, Geröll und kantiges Gestein in wüsten Felsfesseln, eine graue verzackte Decke. Und das große Schweigen ringsum läutert dich, klärt dich. Hier spricht Natur in weltfremder gottesnaher Einöde.

San Carlo.

Auf der Karte findest du San Carlo in einem Seitental der Maggia, auf dem schönsten Fleck Erde zwischen Flüßchen und Bächen gelegen. Von Prato folgst du dem malerischen Weg, der sich gemächlich durch den Halbschatten von Farren und Ginstersträuchern schlängelt. Gönnst du dir bei dem kleinen Kapellchen ein Stündchen Rast, so hörst du abgrundtief das ferne Rauschen des Seitenbaches. Dann trittst du aus einem Kastanienhain, und wenn du über die uralte Brücke trittst, siehst du vor dir die Hütten von San Carlo, hingelehnt am Bergeshang.

Ein liebes Nest! Hier liegt es in der strahlenden Oktobersonne, umrahmt von weißen wildschäumenden Wasserfällen — und träumt. Raun, daß ein altes Weiblein mit seiner schweren Holzlast über die Brücke trippelt; kaum, daß du von dem fargen Weckerlein her eine Haße auf den steinigen Boden schlagen hörst... Wahrhaftig, du träumst, San Carlo, träumst von Jahrhunderten, die an dir vorüberziehen. Du steigst den treppenartigen Dorfweg hinan und stehst plötzlich vor dem baufälligen Kirchlein. Eine Jahrzahl auf dem verwässerten Heiligenbild deutet ins 16. Jahrhundert. Du gehst weiter und verirrst dich zwischen uralten Stiegen und Mauerchen. Und du wunderst dich, daß hier Menschen wohnen. San Carlo träumt. Wie lange noch? Wehe, wenn es erwacht....

Sinüber ins Bedretto.

Die ganze Nacht hat es geschneit. Wie wir den Lago di Maret unterhalb der Pafhöhe erreichen, überrascht uns das herrlichste Wintergestöber. Wir suchen in der kleinen Hütte Schutz vor dem nassen Schnee, der uns ins Gesicht peitscht. Nun liegt der See bleiern grau vor uns. Fast linienlos, schattenlos zeichnen sich Ketten und Spitzen ab. Ein bißchen unheimlich, ein bißchen gespenstisch. — Durch knietiefen Schnee watten wir über den Paf und fliehen in großen Sprüngen talwärts.

Bergstraßen.

Noch einmal hat sie gesiegt, die strahlende Sonne. Von drüben grünen die Tessiner Zweitausender zur Gotthardhöhe, ordentlich blank und weiß überflutet sehen sie aus. Ein letzter Herbstgruß. Dann ist's auch ein für allemal vorbei mit den klaren Oktobertagen. Stundenlang schreiten wir auf nebeltriefenden öden Pafstraßen und gedenken sehnsüchtig der Autofahrer, die hier zur Sommerszeit lächelnd Kilometer fressen und Steigungen schluden. Auf der Furka ist's ungemeinlich rau und winterlich. Wir hüllen uns in die letzten Wollreserven und denken an die Sommerfrischler, die auf grellweißer Straße schwißen und Staub schluden. In Gletsch drängt sich eine frierende Gesellschaft in das Postauto, das wohlversehen mit Schneeketten über die Grimsel fährt. Es ist wohl das letzte in diesem Jahr....